

Alexander von Humboldt als Persönlichkeit

Ansprache bei der Gedächtnisfeier für Alexander von Humboldt am 27. 5. 1959

Am 6. Mai 1859, um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr nachmittags, ging das Dasein eines 90jährigen in die ewig rätselhafte Nacht des Todes ein, der schon 15 Jahre früher sich „am späten Abend eines viel bewegten Lebens“ wußte. Damals, 1844, übergab er vier Bände seines „Kosmos“ dem deutschen Publikum, ein Werk, dessen Bild, nach Humboldts eigenen Worten, ihm in unbestimmten Umrissen fast ein halbes Jahrhundert lang vor der Seele schwebte. Am 5. Bande schrieb er bis in die letzten Wochen hinein und konnte ihn doch nicht vollenden. Das Manuskript von 85 Seiten, das der Diener Seifert noch im April an den Verleger Cotta abzusenden veranlaßt wurde, endet mit der Behandlung des Granits als eines Grundgesteins unserer Erde.

Wie war der Mann, der vom Granit bis zu den Sternen die natürliche Ordnung der Welt darzustellen sich unterfing? Lassen Sie mich für den Versuch, dazu notwendig Unzureichendes zu sagen, sein Werden und Sein in zeitlicher Folge vor Sie hinstellen.

Geboren 1769, im gleichen Jahre wie NAPOLEON und ein Jahr vor HEGEL und BEETHOVEN, im Zentrum Berlins, das damals 150 000 Einwohner hatte, wächst ALEXANDER VON HUMBOLDT zusammen mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Wilhelm heran, die meiste Zeit der frühen Jahre draußen in Tegel, wo als Sommerhaus der Eltern ein Jagdschlößchen liegt, im Eichenpark zwischen Seen, Kiefernwald und Feldern. Mit 3 Jahren kann Wilhelm, mit 6 Jahren kann Alexander lesen und schreiben. Wilhelm erweist sich bald als tüchtig in Latein und Geschichte. Alexander lernt schlecht, zeichnet gut und sammelt mit Eifer und zunehmender Systematik Insekten, Pflanzen und Gesteine. Als die Brüder 12 und 10 Jahre alt sind, stirbt der gütige Vater, ihr Anführer in Wald und Schilf. Die kühle, leise, korrekte, kluge und in ihren Zielen hartnäckige Mutter, hugenottischer Herkunft, sorgt für tüchtige Hauslehrer. CAMPE, der erste, hat die Geschichte von Robinson Crusoe auf der exotischen Insel übersetzt, und über die seltsame Mischung von Fern-Romantik und moralisierender Pedanterie weiß Alexander noch später zu spotten. KUNTH, der Vertraute der Mutter, von Wilhelm gelobt, von Alexander verachtet, geht 1787 mit dem 20jährigen Wilhelm und dem 18jährigen Alexander auf die kümmerliche Universität der Landedelleute, Frankfurt an der Oder. 2 Jahre später sind beide Brüder in Göttingen. Alexander, formaliter Studiosus juris, ist in allen naturwissenschaftlichen Kollegs, vor allem denen des Zoologen BLUMENBACH, eher zu finden als in denen seiner Fakultät. Eine Rheinreise mit einem holländischen Studenten der Geologie ist die erste dieses für Reisen



Alexander von Humboldt

Selbstporträt von 1814

und durch Reisen bestimmten Lebens. Die Rheinreise erscheint wie ein Modell durch die Verknüpfung von Beobachtung und Reflexion zum Begreifen der Welt — es entsteht in ihrer Folge eine Abhandlung Alexanders über das Wesen des Basalts, das Erstlingswerk. FORSTER, Begleiter von JAMES COOK auf dessen zweiter Weltreise, nimmt 1790 Alexander auf eine Fußreise rheinabwärts mit. Sie besuchen England und kehren nach Paris zurück, wo gerade der Jahrestag der Revolution gefeiert wird. Von der Bedeutung dieser 3 Monate sagt Alexander in seinem letzten Lebensjahr: „Ich habe ein halbes Jahrhundert zugebracht, wohin mich auch immer ein unruhiges, viel bewegtes Leben geführt hat, mir selbst und anderen zu sagen, was ich meinem Lehrer und Freund GEORG FORSTER in Verallgemeinerung der Naturansicht, Bestärkung und Entwicklung von dem, was lange vor jener glücklichen Vertraulichkeit in mir aufdämmerte, verdanke.“ Die Mutter hatte ihm die Reise nach England nur gestattet, damit er seine Ausbildung zum Kaufmann dort verbessern könnte. Auch nach dem Wunsch der Mutter tritt Alexander dann in eine Hamburger Handelsschule ein, beschäftigt sich aber intensiv mit Naturalien von Helgoland, das er besucht, und mit den Erscheinungen von Ebbe und Flut auf der Elbe.

Dann bricht er endgültig aus. Ohne Wissen der Mutter bewirbt er sich, unter Einsendung seiner Arbeit über den Basalt, um Aufnahme in die Bergakademie Freiberg. Die Mutter ist zufrieden, als ihm dort, nach Ausbildung, eine Verwendung im Staatsdienst in Aussicht gestellt wird. Die bisherige Unruhe wandelt sich nun in eine fast verzehrende Intensität der Arbeit. Nach einem Jahr bereits wird Alexander mit 23 Jahren Berg-Assessor; noch im August desselben Jahres, 1792, wird er Oberbergmeister für Ansbach und Bayreuth. Schon 1793 gründet er, im Dorfe Steben im Fichtelgebirge, beeindruckt durch die Gefahren des Bergbaues für die unwissenden Kumpels, eine „Freischule für gemeine Bergleute“, die er so durch bessere Ausbildung und dann durch eine Art von Unfall- und Krankenversicherung zu schützen versucht. „Das allgemeine Vertrauen, das der gemeine Bergmann mir überall zeigt“, schreibt er damals, „macht mir meine Arbeit lieb.“ Er bezahlt, großzügig in Geldsachen wie später in seinem ganzen Leben, diese Schule zunächst aus eigener Tasche und läßt, als ihm diese Auslagen ersetzt werden, das Geld unter die Bergleute verteilen. Daneben beschäftigt ihn die Frage der Bedeutung des Chlorophylls; er rührt geradezu schon an die Probleme der Photosynthese, er verfaßt eine „Flora Fribergensis“, sieht die Abhängigkeit der Pflanzenarten vom Chemismus des Bodens, besucht zum ersten Male GOETHE, um bei einem gemeinsamen Besuch beim Anatomen LODER die Bänderlehre zu diskutieren und Versuche über den Effekt des galvanischen Stromes auf die Muskel- und Nervenfasern vorzuführen, findet sich selbst toll, mehr als drei Bücher zugleich zu schreiben, bereist die baltische Küste, Polen, Österreich und Tirol, schläft nur wenige Stunden, wie dann zeit seines ganzen

Lebens, und leidet unter Fieberanfällen und Rheuma. Er ist in einer so zehrenden Spannung, daß ihm des Abends, wenn in Steben in den Bauernhäusern, die der Nebel einhüllt, ein Fenster aufleuchtet, daß ihm dann die Tränen kommen. Solche Labilität der Physis ist der Ausdruck der drängenden Gewißheit seiner Seele, auch hier nur in der Vorbereitung zu sein, auf das, was sein Leben von ihm verlangen will und was es mit einem unausweichlichen Zwang aus seinen tiefsten Schichten von ihm fordert: Zu lernen, um von der Welt soviel sehen und begreifen zu können, wie immer nur möglich, zu reisen, bevor, wie er damals noch fürchtet, sein Körper durch solche Anstrengungen früh altern werde.

Die Intensität zu diesem Ziele trägt auch die Karriere als Staatsdiener rasch in die Höhe, doch wird dieser äußere Erfolg lästig, als er sein inneres Ziel zu gefährden beginnt. Nichts imponiert ihm an Anerkennung außer im Bereich der Naturwissenschaften, wo er nun rasch bekannt, ja fast schon berühmt wird. Seinen amtlichen Weg sieht er an wie den Ausgang eines Schachspieles, d. h. so schreibt er, „ziemlich gleichgültig. Durch den vielen unverdienten Weihrauch leiden endlich die Geruchswerkzeuge“. Hier zeichnet sich zum ersten Male ab, was später oft von höherer Sicht mit gleicher Ironie seinen Ausdruck findet, z. B. als er zu dem mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse aus den Befreiungskriegen heimgekehrten Bruder WILHELM meinte, das Kreuz des Südens sei ihm lieber.

Wie der von den eingeborenen Sternbildern ihres Instinkts nach Süden gezwungenen Grasmücke muß ihm das flimmernde Firmament äquatorialer Nächte schon vor der vorgeformten Seele gestanden haben, als er am 27. Februar 1795 den Antrag seines Ministers, ihn zum Direktor des Berg- und Hüttenwesens der Provinz Schlesien zu berufen, mit der Begründung ablehnt, er habe sich durch die bergmännischen Geschäfte lediglich auf wissenschaftliche Reisen vorbereiten wollen. Den nochmaligen lehrhaften Hinweis des Ministers auf die Gesichertheit des amtlichen Daseins, gegenüber den Unsicherheiten und Gefahren eines Lebens als Wissenschaftler, beantwortet er höflich mit vagen Versprechungen in der deutlichen Überzeugung, das, wie er gelegentlich später schalt, „elende Kamerateilvolk“ verstehe von dem Einsatz nichts, den der geborene Forscher für sein Ziel der freien Forschung zu geben bereit ist. Es war für ALEXANDER immer der Einsatz seines ganzen Lebens, in viel umfassenderem Sinne als dem des hohen Gefahrengades, den zu seinen Zeiten jede Reise in ferne Länder aus verständlichen Gründen einschloß.

Reisen also, aber wohin? In Freiberg denkt er an Rußland und Sibirien, wohin er als 60jähriger kam, auf einer Reise durch die Alpen und nach Italien ist zum ersten Male von Amerika die Rede; ein Lord lädt ihn zu einer Expedition nach Ägypten ein, die auch verlockend erscheint. Schließlich aber wird Paris zum Pfeiler, von dem aus der große kühne Flug nach dem neuen Kontinent beginnt und zu dem er wieder zurückführt. Wir tun gut, uns dieses Bild vor Augen zu stellen, denn es hilft vieles verstehen. Der Boden,

von dem HUMBOLDT einen in 5 Jahren nicht erschöpfbaren Vorrat an seelischen Kräften mitnahm, war Paris, der Boden, der ihm dann, nach der Rückkehr, die ungeheuerliche Leistung der Ausarbeitung seiner Ergebnisse ermöglichte, war Paris — gegenüber dem Kernstück seines Lebens zwischen der Ankunft in Paris im Jahre 1798 und der endgültigen Rückkehr nach Berlin 1827 erscheint alles Spätere nur wie ein Nachspiel. Der Bogen beginnt mit dem, was HUMBOLDT vor der Reise war und endet mit dem, was HUMBOLDT durch die Reise wurde.

Es erscheint nicht gleichgültig, daß an beiden Enden des Bogens dieselbe Frau steht, die einzige in seinem Leben, die ihm das geben konnte, was er in seinen Kinderjahren entbehrt hatte, die mütterliche Fürsorge, die menschliche Wärme: KAROLINE, die Frau seines Bruders, in vielen Briefen von ALEXANDER zärtlich „Li“ genannt, war eine Frau, die früh, seit ihrer Verlobung mit WILHELM VON HUMBOLDT im Jahre 1790, erkannt hatte, was diesem ewig unruhigen Jungen mit dem stets strubbeligen Haar über strahlend blauen Augen fehlte; sie war in Herz und Kopf gescheit und ließ ihn nun, als er, ein 29jähriger, schon berühmt gewordener, welthungriger Naturforscher, in ihr Heim in Paris kam, fühlen, daß sie stolz auf ihn war. Das war ein viel besserer Weg der Lenkung zur Selbstsicherheit und Form als das immer gern zu lehrhaften Korrekturen oder bedauerndem Nichtverstehen neigende Wesen des Bruders.

Paris war damals das Zentrum der Kultur und der Wissenschaft Europas, aus dem ALEXANDER jetzt an sich zog, was sein Wesen forderte, mit allen Poren. Wir sind gewiß, er habe sich nur unter KAROLINES Augen so entfaltet, daß er so von allen Seiten aufnehmen und so kraftspeichernd assimilieren konnte, wie es in diesen Monaten vor seiner Reise geschah. So kam es, daß Europa mit ihm die edelste Konzentration seines damaligen Wissens und Wesens zum unbekanntem anderen Kontinent senden konnte, einen Gesandten, der gleichermaßen befähigt war, zu verkünden und einzuholen. Weil er so war, hat er, der Sendbote Europas, in Amerika Wirkungen gesetzt, die noch heute, 100 Jahre nach seinem Tode, im Denken und Reden der Menschen drüben lebendig sind — sein Name ist dort ein Symbol, seine Nachwirkung fast ein Mythos.

Wir sagen hier nur wenig über den Verlauf der Reise. Am 5. 6. 1799 verließ die Fregatte „Pizarro“ den spanischen Hafen von La Coruña mit HUMBOLDT und dem jungen Botaniker BONPLAND an Bord und folgte der Route des Columbus. Nach einem Besuch von Teneriffa erreichte das Schiff Südamerika am 16. 7. 1799, vor fast genau 160 Jahren, bei Cumana an der Küste von Venezuela. Als Alexander am 9. 7. 1804 Amerika wieder verließ, hatte er es sozusagen zum zweiten Male entdeckt. Er hatte den Zusammenhang zwischen den Stromgebieten des Orinoco und des Amazonas in einer gefahrvollen Bootexpedition geklärt, war, nach einem Besuch von Cuba, den Magdalenenstrom aufwärts gefahren, hatte marschierend oder reitend die Anden durchreist, den Chimborazo bis zur Höhe von 5759 m erstiegen und als südlichsten

Punkt in Peru Lima erreicht. Von Lima schiffte er sich nach Mexiko ein, reiste und forschte dort ein Jahr, besuchte auf der Rückreise den nordamerikanischen Präsidenten JEFFERSON in Washington und kam am 3. 8. 1804 wieder in Europa an.

Wir sollten einen Augenblick verweilen vor dem überwältigenden Bild der schier übermenschlichen Leistung, die ein begnadeter Einzelner hier vollbrachte. Man kann, was da geschah, an dem messen, was der doch gewiß nüchterne DARWIN nach Hause schrieb, als er auf seiner Reise mit der „Beagle“ selbst in die Lage kam, als Erforscher mit dem Unerforschten konfrontiert zu sein: „Ich habe HUMBOLDT immer bewundert; jetzt bete ich ihn an!“ Nun zeigte sich, daß alle Rastlosigkeit seit den Knabenjahren, daß die Vielfalt der Interessen und ihr häufiger Wechsel, die den Bruder und die Freunde oft bekümmerten, bei der Fassungskraft dieses Geistes die angemessene Vorbereitung gewesen waren für ein nie versagendes Wissen und Können vor allem, was kam. Das hatte GOETHE schon gespürt: „Ein wahrhaftes cornu copiae der Naturwissenschaften!“ Vielleicht nie in der Geschichte der Menschheit hat sich ein Naturforscher so erfüllt, wie ALEXANDER VON HUMBOLDT. Erfüllt in beiden Richtungen, die den Sinngehalt des Wortes ausmachen, im Sinne des eingeernteten Reichtums und im Sinne der letzten Entsprechung des Subjektes zu seinen Gegenständen. Er werde nie glücklich sein können, hatte der Bruder ihm prophezeit. An ihn schreibt ALEXANDER nach der Landung auf Cumana am 16. Juli 1799: „Wie die Narren laufen wir bis jetzt umher; in den ersten drei Tagen können wir nichts bestimmen, da man immer einen Gegenstand wegwirft, um den anderen zu ergreifen. Bonpland versichert, daß er von Sinnen kommen werde, wenn die Wunder nicht bald aufhören. Ich fühle es, daß ich hier sehr glücklich sein werde.“

Er wurde es, und das war kein kurzer Taumel des alle Erwartungen übertreffenden Anfangs, sondern der Beginn einer in den fünf kommenden Jahren sich nur vertiefenden und sublimierenden freudigen Gehobenheit des Lebensgefühles, mit wachen Sinnen und mit wissenschaftlichen Methoden die Fülle und die Harmonie der Welt begreifen zu können. Der Sternenhimmel, an dem nächtlich gemessen wurde, die Vulkane, die erstiegen wurden, die Wolken über ihnen, die Erdbeben und die Gewitter, die Felsen und die Flüsse, die Pflanzen und Tiere, die Ruinen alter Kulturen, die Sitten und die Sprachen der Indianer, die sozialen Strukturen der Kolonisationen — das alles war von gleicher Bedeutung für die Wiederholung der Schöpfung in diesem Manne. Der bisher ständig Kränkelnde wird von einer fast unglaublichen Gesundheit und Widerstandskraft. Und was als Knabe vom Hauslehrer einmal als „petit esprit malin“ bezeichnet worden war, was als Jüngling an, fast gierig in Besitz genommene, Freunde auch für die damalige Zeit peinlich schwärmerische Briefe schrieb, das ist jetzt der strahlende und ausstrahlende Mann, dessen Zauber kein weißer Mann widerstehen kann, erst recht nicht die Frauen — es ist eine böse

und nachweisbar falsche Fabel, er hätte sie gemieden! Die Eingeborenen aber sind vom ersten Augenblick an zutraulich zu ihm, er erfährt von ihnen, was noch nie ein Weißer gehört hat, weil sie spüren, er kenne keine Abschätzung der Rasse oder Hautfarbe. Sklaverei und Missionierung erschüttern und empören ihn aufs Tiefste, er verweigert es, sich von den Eingeborenen tragen zu lassen. So wird er für die portugiesische Regierung zu einem verdächtigen Verbreiter umstürzerischer Ideen, der einen Steckbrief wert ist. Die fühlbaren und sichtbaren Äußerungen solchen Menschentums, das aus der Hingabe an das Begreifen der Natur erwachsen ist, sind lebendig geblieben, lebendig durch die Erzählungen, die von Generation zu Generation weitergereicht noch heute entlang seiner Pfade in Südamerika zu finden und ins Legendäre erhoben sind. So ist und so wirkt der Mann, der fast nie von Gott spricht und dessen Einigkeit mit dem Göttlichen durch ein Wort des Bruders, das gewiß eher sarkastisch tadelnd als anerkennend gemeint war, unabsichtlich großartig gekennzeichnet wird: „Von Religion wird weder sichtbar, daß er eine hat, noch daß ihm eine mangelt.“ Ihm mangelte keine, er hatte eine religio mit dem Wesen der Welt, wie sie nur in den seltenen Sternenstunden der Menschheit ihren begnadeten Vertretern geschenkt wird.

Am Ende der großen Reise steht nicht ein Triumphgefühl des Wissenschafters, sondern eine großartige Bestätigung seines Menschentums, wenn HUMBOLDT sich beim Präsidenten der Vereinigten Staaten, bei THOMAS JEFFERSON, anmeldet, um seine große Hochachtung vor dessen Schriften und Taten und für den Liberalismus seiner Ideen zu bekunden, „und“, wie es in dem Briefe heißt, „den tröstlichen Eindruck eines Volkes zu genießen, das die köstliche Gabe der Freiheit vollauf begreift“. Den Aufenthalt auf dem Landsitz des Präsidenten, des großen Staatsmannes und Philosophen, hat HUMBOLDT zu den wertvollsten Tagen seines Lebens gerechnet. Wir haben gewiß mehr Nachweise für HUMBOLDTS Gesinnung als diese Begegnung mit dem Verkünder der Unabhängigkeit und der Freiheit der Vereinigten Staaten, aber wir nehmen sie zum Anlaß zu sagen, eine Universität dürfe seinen und seines Bruders Namen nicht tragen, sie wäre denn die freieste der Welt!

Geben wir, in umfassendem Sinne, der großen Reise die Überschrift „Das Erleben“, so stünde von nun an sein Dasein unter der Aufgabe der Verkündung. Noch einmal sind wir, kaum faßlich, genötigt, die Dimensionen seines Bildes zu erweitern, ja zu verdoppeln. Denn wider vielfache Erfahrung aus der Geschichte der Naturwissenschaften trägt bei HUMBOLDT das Glück des Erlebens die Last des Verkündens noch über die zweite Hälfte seines langen Lebens und die Kunst des Gestaltens erweist sich als ein dem Erleben kongeniales Vermögen.

Auch im Gestalten, wie im Erleben, halten sich seelische und körperliche Kräfte die Waage. Bis fast in die letzten Stunden seines 90jährigen Daseins hinein füllt seine Hand, am rheumatisch

schmerzenden Arm, Blatt auf Blatt mit der schwer lesbaren Schrift, die auch mit der letzten Zeile des Kosmos-Manuskriptes sich noch nach rechts oben hebt. Vergessen wir nicht, daß die schier unübersehbare Menge von Zeichnungen der mannigfachsten Gegenstände, der Pflanzen und Tiere, der Landschaften und Trachten, die das kostbarste Reisewerk der Erforschungsgeschichte, die 30 Bände der „Voyage aux régions équinoxiales“ illustrieren, und daß die Karten mit ihrem prallen Gehalt an neuen Einsichten, daß dies alles von der gleichen, in der Jugend, in den 80er Jahren, bei DANIEL CHODOWIECKI geschulten Hand gezeichnet wurde. Es ist dieselbe Hand, die, 16 Jahre alt, aus Tegel, aus „Schloß Langweil“, wie er es nennt, in hebräischer Schrift kleine vertrauliche Briefchen an die schöne jüdische Gattin des Physikers MARCUS HERZ schrieb, dieselbe Hand, die in diesem langen Leben, mit nie nachlassender Artigkeit und nie sich versagender Güte, eine Korrespondenz von wahrhaft ungeheuerlichem Umfang führte.

Doch ist die unermüdlich schreibende Hand HUMBOLDTS nur der Diener seiner Sprache. Er spricht deutsch, französisch, englisch und spanisch mit gleicher Selbstverständlichkeit und zweimal so rasch wie irgend jemand. In frühen Jahren wird seine Aufmerksamkeit gelobt, mit der er auf seinen Gesprächspartner eingeht — im Alter neigt er zu Monologen. GOETHE ist immer wieder beglückt von den Konversationen mit ALEXANDER. Noch im Jahre 1826 sagt er zu Eckermann: „Alexander von Humboldt ist diesen Morgen einige Stunden bei mir gewesen. Was ist das für ein Mann! — Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt*. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt.“

Wenn HUMBOLDT deutsch schreibt, so versagt sich ihm diese Sprache nie bei der stärksten Beanspruchung, die es für sie gibt, bei der gültigen Darstellung naturwissenschaftlicher Tatbestände. Hier sind vor allem die Schilderungen in seiner „Reise in die Aequinoctialgegenden des Neuen Kontinents“ beispielhaft, die auch heute noch jeder Student der Naturwissenschaften gelesen haben sollte. Zu letzter Aussagekraft, Klarheit und oft dichterischer Schönheit sublimiert sich HUMBOLDTS Sprache in den „Ansichten der Natur“. Er schrieb diese vollendete Verkündung eines durch

*) In der von der Presseabteilung der Botschaft der UdSSR herausgegebenen Zeitschrift „Die Sowjetunion heute“ (Nr. 15, 4. Jahrgang, 20. 5. 1959. S. 18) werden die Worte: „Er gleicht einer Quelle mit vielen Ableitungen. Uns allen bleibt es nur übrig, die Gefäße unterzustellen, damit die unversiegbare Quelle sie fülle“ — Puschkin zugeschrieben.

Wissen vertieften Erlebens der Natur in der Zeit seiner ersten Rückkehr nach Berlin, 1805—1808. Vereinsamt und unglücklich, wie er sich dort fühlte — man glaubt seinen seelischen Zustand an dem Hautausschlag ablesen zu können, der ihn befiel — im grauenhaften Winter der Niederlage 1806—1807, als Schloß Tegel von den Franzosen geplündert wurde, schreibt er das Werk nieder, sich, aber vor allem den anderen, zu Trost und Erhebung. Mit den Worten der Vorrede: „Bedrängten Gemütern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet ... Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanze und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte ewige Bahn vollenden ... Wenn jede Blüte des Geistes welkt, wenn im Sturm der Zeiten die Werke schaffender Kunst zerstieben, so entspringt ewig neues Leben aus dem Schoße der Erde.“

Als Instrument der Verkündung ist die Sprache ein empfindlicher Test für die Kraft der geistigen Synthese. In der schier unfaßbaren Fülle von HUMBOLDTS gedruckten wissenschaftlichen Publikationen bleibt sie lange auf gleicher Höhe. Das nicht seltene Sich-Verlieren in Details entspricht HUMBOLDTS uneingeschränkter Wertung auch gerade der Kleinigkeiten, deren Bindung zum Ganzen hin nie vergessen wird. Etwas anderes ist ein Zerfall in peinlich genau im Gedächtnis bewahrte und minutiös berichtete Einzelheiten, der sich dann, tragischerweise, gerade in dem Werk, Band für Band zunehmend, abzeichnet, mit dem HUMBOLDT die letzte und reinste Synthese seiner universalen Welterfahrung zu geben wünschte — im „Kosmos“.

Mit diesem Blick nur auf die sich neigende Linie dieses Lebens, das gegen Ende, mit zunehmender Hilflosigkeit, noch in die Knechtschaft eines Ruchlosen, des Dieners SEIFERT, geriet, mit diesem einen Blick nur auf den Hintergrund des Schattens auch der Vereinsamung — die junge Generation bei Hofe hörte dem Redefreudigen nicht mehr zu und begann gar über ihn zu spotten — sei von der Kulmination der Verkündung gesprochen, der höchsten, wie uns vorkommen will, weil die Synthese hier noch von der vollen Kraft des Gemütes und von der Freude des aus dem Reichtum Schenkenwollens getragen wird. HUMBOLDT beginnt am 6. Dezember 1827 ein für seine Zeit unerhörtes Unternehmen mit öffentlichen Vorträgen im größten Auditorium der Stadt, in der Singakademie. Jedermann hat freien Zutritt und jedermann kommt. Vor Hofleuten, Generälen und Professoren, vor Handwerkern, Ladenbesitzern und Studenten, vor „König und Maurermeister“, wie er selbst sagt, vor rund 1000 Zuhörern entwickelt er in 16 Abenden ein umfassendes Gemälde der Natur, vor dessen Fülle und vor dessen Ausmaßen alle still werden. Es ist zum ersten Male in der Geschichte der Naturwissenschaften, daß so

etwas geschieht und zugleich zum letzten Male, daß so etwas möglich ist. Mit einem Schlage gehören jetzt die Naturwissenschaften zur allgemeinen Bildung, und unendlich mehr wert als das Sich-Sonnen der gehobenen Stände an soviel Fortschritt ist die tief erschrockene Freude des kleinen Mannes, teilhaben zu dürfen an dem beglückenden Wissen von der Welt, zu Füßen eines berühmten Forschers sitzen zu dürfen, der, ein Kammerherr des Königs, sich nicht zu gut ist für diese Verkündung an jeden, der sie hören will. Dorthin hat HUMBOLDT bewußt gezielt: „Mit dem Wissen kommt das Denken, und das Denken verleiht dem Volk Ernst und Macht.“ Was damit in den Seelen aller, die dabei waren, und in denen, die davon hörten, eingepflanzt wurde, kommt nach 20 Jahren zutage, als die Schüsse der März-Revolution gefallen sind. Das Volk vor dem Schlosse verlangt nicht den König zu sehen, sondern HUMBOLDT als einen wahrhaft königlichen Menschen und huldigt ihm als einem Manne seines unbegrenzten Vertrauens. Die Krone der Menschlichkeit war auf den im eisigen Märzwind flatternden weißen Haaren des alten Mannes nicht sichtbar, als er am nächsten Tage, an der Seite des Rektors JOHANNES MÜLLER, die Trauerparade für die Toten der Revolution anführte — aber hier wurde sie ihm gereicht.

Wir schließen mit diesem Bilde. Wir würden an der Einmaligkeit und Größe, wir würden an den zeitlos beglückenden Gehalten dieses Daseins nichts mehr ändern, wollten wir uns noch den vielen Zügen seiner Differenziertheit und der Tragik seines Alters zuwenden, für deren gültige Zeichnung das Leben eines liebenden Biographen nicht ausreichend wäre. Auch er würde uns nur deutlicher machen können, daß die wahrhaftige und ehrfürchtige Erforschung der Natur, ihrem Wesen und ihrem Auftrag nach, zu den höchsten Stufen des Menschentums führen kann. Gerade in unseren Tagen, in denen wir vor der erschütternden Erfahrung stehen, daß die Menschheit mit ihrem Wissen von der Natur genau das Gegenteil von dem getan hat, was ALEXANDER VON HUMBOLDT von ihr erhoffte, ist das Beispiel seines Lebens die brennende Mahnung an uns, mit allen Kräften die Gewißheit zu verteidigen, daß der Dienst an der Wissenschaft sinnlos ist, solange er nicht Dienst an der Freiheit und Würde des Menschen bleibt. Und wir müßten uns fast schämen, wenn das Bild ALEXANDER VON HUMBOLDTS als eines lebendigen Weltgewissens seiner Zeit heute drüben im anderen Kontinent noch lebendiger ist als bei uns. HUMBOLDT war deutsch im Sinne des Goethewortes (an Riemer): „Welt empfangend und Welt schenkend, das Herz weit offen jeder fruchtbaren Bewunderung, groß durch Verstand und Liebe, durch Mittlertum und Geist.“

Wenn wir an diesem Beispiel uns und unser Handeln messen wollen, dann können auch wir, jeder an seinem Teile, beitragen zum Weltgewissen. Denn das Weltgewissen besteht aus der Summe der lebendigen und zum geistigen Kampf bereiten Menschen, die das Wissen nicht nur als Verantwortung vor dem Bild des Men-



Alexander von Humboldt
Daguerreotypie aus den 50er Jahren

schen empfinden, sondern dieser Verantwortung ihr Leben weihen. Diese Aufgabe ist in unseren Tagen größer, sehr viel größer, als sie zu HUMBOLDTS Zeiten war, aber sein Beispiel gibt uns Mut, uns ihr nicht zu versagen. Mit seinen Worten: „Der Mensch muß das Gute und Hohe nur wollen!“

Kehren wir schließlich noch hier an den Ort unserer Justus Liebig-Universität zurück. Wir trügen den Namen Liebigs vielleicht nicht, hätte nicht ALEXANDER VON HUMBOLDT im März 1824 in Paris den jungen Liebig, der dort einen Vortrag hielt, in seiner kommenden Bedeutung mit sicherem Gespür erkannt und mit dem Gewicht seines Ansehens alsbald seine Berufung nach Gießen durchgesetzt.

Und uns an der Universität Gießen mit unserer sorgenvollen Geschichte der letzten 14 Jahre kann nur das Herz aufgehen, wenn wir hören, was HUMBOLDT anlässlich der Absetzung der Göttinger Sieben schreibt: „Was für eine Barbarei! Die Schufte wollen die Universität auflösen, doch wird es ihnen im Falle dieser ehrwürdigen Institution nicht gelingen ... Viele in den sogenannten oberen Schichten haben eben kein Verständnis für jene edle Gesinnung, die sich in der Aufopferung aller materiellen Vorteile dem Gewissen gegenüber kundgibt.“